

noch nicht erholt. Die Endbilanz des Festspielmonats wird zeigen, ob der Publikums-geschmack sich tatsächlich mehr dem Theater zugewendet hat.

Vorerst denkt Salzburg noch nicht an das Ende der festlichen Zeit. Die Stadt besteht derzeit aus den Festspielen und den Festspielern. Die Leute trifft man im Café Bazar. Es liegt an der Salzach, und der Ober-Ober war in guten wie in schlechten Zeiten liebenswürdig. Auf das Café Bazar schimpfen alle, weil man dort immer alle trifft.

Harald Kreutzberg zum Beispiel. Wenn er nur hereinkommt und seinen Hut an einen Nagel hängt, ist er ein völlig in Bewegung aufgelöstes Geschöpf. Ein Mensch, der eigentlich, um sich auszudrücken, des Wortes gänzlich entbehren könnte. Er lehrt bei einem Sommerkurs und läßt seine Kostüme für die Amerikatournee wie immer in Salzburg machen. Er bereitet ein neues Programm vor, das er vor den USA noch in Oesterreich zeigen wird.

Oder Horst Caspar kommt ins Café Bazar herein. Er ist unverändert, immer noch der wachträumerische jugendliche Held mit der weiten, schwingenden Gebärde. Sein Haar zeigt frühe weiße Fäden. Er ist seit Kriegsende ununterbrochen in Berlin gewesen. Salzburg ist sein erster Ausflug in die Welt. Aber: „Ich bin noch nicht ganz da“, sagt er.

Schon in aller Herrgottsfrühe ist Gustav Waldau einer der ersten Gäste. Wenn er das Café verläßt, eilt er um die Ecke zu seinem Zeitungsstand. In seinem diskretsaloppen Tonfall verlangt er einen „Wiener Kurier“ und eine „Neue Züricher“ und sagt noch: „Ein Zündholz bitt' schön“.

Fast ganz wie immer sieht er aus, dieser noble Schauspieler. Einer der letzten Kavaliere, die wirklich den Namen verdienen. Mit einem zarten Lächeln und beinahe rührenden kleinen Heben der Schultern tut er das Nimmergutzumachende ab:

„s Haus in München ist halt ganz kaputt, zum Glück hab ich das kleine in Kufstein noch — dort bin ich auch gleich nach dem Kriege hin. Dann war ich lange in Innsbruck, das Theater dort und der Herr von Schuschnigg am Radio, die haben mir im Anfang sehr geholfen. Wir sind ja ohne alles dagestanden... und ich wollt mir doch gern auch wieder eine Virginia kaufen können. Na, danke, es geht schon wieder — ich bin jetzt am Theater in der Josefstadt in Wien.“

Wenn die Festspiele vorbei sind — Gustl spielt in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ — will er sich in Tirol erst „ein bißchen ausruhn“. Im Herbst hat er einen großen Film.

„Ja und sonst — wissen's, ich bin heuer 78 Jahre alt, da denkt man eigentlich nimmer so arg ans Arbeiten — aber's Leben kost halt auch dann noch Geld, und bei uns hier in Oesterreich sogar eine ganze Menge, drum müssen wir eben nicht ans Altern denken, gelt?“

In Salzburg weiß man, daß die Festspiele nur dann Gäste aus aller Welt anziehen werden und nur dann den immerhin auch erwarteten finanziellen Erfolg bringen können, wenn sie etwas Besonderes sind. Salzburg bemüht sich sehr um das Besondere, nicht nur in künstlerischer Hinsicht, es tut auch-sonst ein jeglicher, was er kann.

Die Schatzkonditorei beispielsweise wickelt parallel zum Festspielprogramm ein Mehlspeisen-Festprogramm ab. Man kann sich vier Wochen lang von Tag zu Tag durch zwölf Sorten Torten, etwa dreißig Sorten Gebäck und ein erhebliches Aufgebot an Butterteig durchessen. Gäste mit Erinnerungsvermögen sagen: „Na ja, es wird schon wieder.“

MUSIK

Rex mochte Fräulein Gerda nicht

In den Keller gelockt

Berlin hat schon eine Reihe von Jam-Sessions seines Hot-Clubs erlebt. Die letzte übertraf alles. Rex Stewart, 1932 bis 1943 erster Solotrompeter bei Duke Ellington, vielgeehrter Star der Nizzaer Jazz-Festspiele, war mit dabei.

Es war nicht einfach gewesen, ihn in den Delphi-Keller zu locken. Bei seiner Tournee durch die amerikanische Zone war es kaum einem Deutschen vergönnt gewesen, einen Ton von Rex zu hören.

An zwei Seiten des Kellersaales stand je ein großer Karbidscheinwerfer. Sie konnten die dicke Luft kaum durchdringen. Dazu kam das Licht von Kerzen. Je-

und ließ sie eine halbe Stunde ihre Chorusse üben. „Bei uns in Amerika macher wir das bei Schallplattenaufnahmen immer so.“

Nach ein paar Aufnahmen wollte Rex etwas Deutsches hören. Man spielte „Fräulein Gerda“. Ein grunzendes „Nuts!“ (Quatsch!) war die ganze Antwort.

Bei „Bei dir war es immer so schön“ horchte Stewart auf. Man wollte die Noten holen. „Ah, nix Noten“, wehrte er mit beiden Händen ab. Nach kurzer Zeit hatte er die Melodie erfaßt, kurz gab er jedem musikalische Instruktionen. „One, two“ — das Magnetophonband der Amiga-Schallplattenfirma lief für eine neue Aufnahme von „Rex Stewart und seiner Hot-Club-Berlin-Band“.

Am nächsten Tage spielte man Rex Stewart seine alten Jazzaufnahmen aus den 20er und 30er Jahren vor. Er konnte die Tränen nicht zurückhalten. Ein Widmung auf die schönste Platte war sein Dank.



Nach Noten ohne Notent: Rex Stewart — Tränen über Schallplatten

der Gast hatte außer seinem Eintrittsgeld eine mitbringen müssen.

Stewart blies. Laut und scharf kamen die Töne aus seinem Kornett, dessen Mundstück so flach ist, daß nicht einmal ein Pfennigstück hineinpaßt. Mackle Kasper und Hans Berry, die beide zur deutschen Jazz-Elite gehören, versuchten vergeblich, einen Ton aus dem Instrument herauszuholen.

Rex brachte das, was man den „real jazz“ nennt. „Die deutschen Musiker sind technisch nicht schlecht; aber ihnen fehlt das Jazzgefühl von Stewart“, schrieb „Die Welt“ am nächsten Tag.

Etwa 1,60 m groß und dabei über zwei Zentner schwer, stand Rex Stewart in Hemdsärmeln und Hosenträgern da, auf kleinen Kinderfüßen, und spielte, begleitet von schwarzen und weißen Musikern. Rex benutzt beim Spiel meist nur eine Hand. Klangeffekte erreicht er ohne Dämpfer, nur durch Ventilarbeit. Den anderen Arm bewegt er im Rhythmus wie die Pleuelstange einer Dampfmaschine hin und her. Stewarts beträchtlicher Bauch wackelt dabei, und der Schweiß rinnt ihm übers Gesicht. An Aesthetik war nicht zu denken.

Rex regte an, daß seine deutschen Jazz-Kollegen einmal spielten, und sie spielten darauf „Honeysuckle Rose“. Rex gähnte.

Später wurden Schallplatten geschnitten. Rex blies jedem Musiker vor, was und wie er spielen sollte, stellte dann alle in eine Reihe mit dem Gesicht gegen die Wand

Zwölfötner im Jagdschloß

Nur einmal wurde gepfiffen

Der Hochwald rings um Jagdschloß Krachstein bei Darmstadt war mit neuer Musik infiziert. Der Infektionsherd lag oben im Schloß selbst. Dort wurden zwei Wochen lang die Jünger neuer Musik geschult, um danach die Lehre ihrer Meister Strawinski, Hindemith, Bartok und Schönberg in alle Welt zu tragen.

Es gab diesmal auch Ketzler in der auf die Moderne verschworenen Schar. Sie wagten, gegen den Stachel zu locken. Hindemith sei ein Langzopf geworden und bringe seine frühen Werke noch nachträglich durch Neufassungen in sein System. Und der große Igor Stravinsky habe jetzt die genialen Ballette „Petuschka“ und „Feuervogel“ von allem herrlichen Ueber-schwang der Frühzeit gereinigt. Vom Großmeister zum Altmeister sei nur ein Schritt, von da zum Schulmeister noch weniger.

Dies war die Stimme der rastlos Revolutionären. Sie schrieben von neuem die längst totgesagte Zwölfötnerlehre des großen „Atonalen“ Schönberg auf ihr Panier.

Die Gemeinde der radikalen Zwölfötner wuchs sehr rasch in den Kursen des Führers der Pariser „Dodekaphonisten“-Gruppe, René Leibowitz. Sie schmolz wie Butter an der Sonne nach der Uraufführung von dessen streng nach der Ordensregel der Zwölfötnerkomponisten gebauten Kammer-symphonie, die 1946—48 teils in London, teils in Hollywood entstanden ist.